

(Nachdruck verboten.)

91

## Der Wittiber.

Von Ludwig Thoma.

„Benzl, mach auf!“  
Er horchte und hielt den Atem an, weil er vor seinem eigenen Schnaufen nichts hörte.

Drinnen kicherte es.

„Geh, Madl, sei g'scheit und laß mi eini! Es reut di g'wis it!“

Wieder war es still.

„Du, paß auf! Wann's d' mi eini laßt, is dei Schad'n net.“

Da antwortete die Benzl endlich.

„Na, dös sell derf it sei!“

„Warum it? Auf wen hamm denn mir aufz'pass'n?“

„Was that'n denn deine Deut' sag'n?“

„Dös is mir wurscht. Zeg' mach amal auf!“

„Geh abil! D' Urschula fo all' Aug'nblick femma!“

„Wo mir aus kimmt s', wann s' mag. Und bals d' jetzt net aufmachst, tritt i d' Tür ei!“

„Jessas na! Gib do an Ruah!“

„Gimmisaggerament!“ Der Schormayer rannte wütend gegen die Türe.

Da raschelte es in der Kammer, der Riegel wurde leise zurückgeschoben, und der Bauer fiel beinahe über die Schwelle der sich öffnenden Türe.

„Du bist aba wild!“ sagte Benzl vorwurfsvoll. „Und jetzt gehst abil!“

„Zeg' wer i geh! — Freili!“

Mit festen Griffen hielt er die Dirne.

„Daß do aus! I muach ja d' Tür zuasperr'n!“

Er hielt sie am Arme, indessen sie die Kammer verriegelte, und dann umfaßte er sie und drängte sie vor.

„Na, du bist oana! Aba na! Aba na!“

Eine Stunde später rumpelte ein Fuhrwerk in den Hof. Benzl fuhr auf und stieß den Bauern, der angekleidet neben ihr lag, unanständig an.

„D' Urschula is femma!“

Der Schormayer brummte unwillig und wachte nicht auf.

„Jessas na! Jetzt flack (liegt) a do, und de ander muach scho glei herob'n sei!“

Sie schrie ihm halbblaut ins Ohr: „Du, d' Urschula is do!“

Er gab keine Antwort und schnarchte weiter.

„Dös werd it schlecht!“ seufzte die Magd und horchte hinaus.

Indem war aber die Ursula schon ums Haus herumgegangen und zur Küche hereingekommen. Sie machte Licht und schaute nach der Wanduhr.

„Elfi vorbeil!“

Da hatte sie sich doch ein wenig lang verhalten beim Matschen mit der Base und dem Prüdel Kaspar, der ihr nicht übel gefallen hatte. Und er war auch gar nicht dagegen, die Schormayertochter zu nehmen; denn so fünfzehntausend Mark auf die Hand kriegte nicht eine jede mit. Ihr Sonstiges an Vorzügen hatte die Base auch redlich herausgestrichen, so daß der Kaspar sie frischweg eingeladen hatte, mit der Base auf Girtlbach hinüberzufahren und sein Anwesen anzuschauen. Bis man alles gesehen hatte, war es Abend geworden, und hernach zog sich in Arnbach bei der Base wiederum der Diskurs in die Länge, denn es mußte alles beredet werden, bis sie dann endlich der Better heimfuhr.

„Schon elfi durch!“

Der Vater schlief wohl längst und hörte sie nicht.

Ursula schaute sich in der Küche um und bemerkte mit Wohlgefallen, daß die Bollbrechtin sauber aufgeräumt hatte. Es war alles an seinem Platze, wie sie es verlassen hatte.

Sie nahm nun das Licht und ging die Stiege hinauf. Was war denn das? Vor ihrer Türe lag ein Stock; und wie sie ihn aufhob, sah sie, daß es dem Vater der seinige war.

Wie kam jetzt der herauf?

Sogleich war ihr Verdacht geweckt, und sie überlegte, wie sie den Alten zur Rede stellen werde.

Da kam ein leises Geräusch aus der Nebenkammer. Reißlich sie vorwärts und horchte.

Es war wie Schnarchen und hörte plötzlich auf.

Ursula blieb auf ihrem Posten und drückte das Ohr an die Türe.

Und wirklich, es war wieder ein tiefes Schnarchen, das schnell erstickte und in ein Brummen überging. Denn drinnen hielt Benzl ihre Hand dem Schormayer auf Maul und Nase, und er wehrte sich dagegen.

Jetzt klopfte Ursula.

„Benzl!“

Keine Antwort.

„Benzl, horcht g'hört!“

Eine schlaftrunkene Weiberstimme gab an.

„Wos is denn?“

„Mach auf!“

„San?“

„Aufmacha sollst!“

„Zu wos denn? I schloß ja scho!“

„Dös sell sag i dir nacha, z'weg'n was. Zeg' mach amal auf, und g'schwind!“

„Loß mi do schlafal! Wann mi an ganz'n Tag arbet, derf mi do aa'r amal sein Ruah hamm!“

„Stehst d' it auf?“

„Na! I mag it; i möcht schlafa.“

„So? Dös ander werst na morg'n hör'n!“

Benzl gab keine Antwort.

Da schrie Ursula zornig. „I woach, wer bei dir drin is!“

„Wo herin? Bei mir is durchaus gar neamd (niemand)!“

„Ja, liag no! Du Roas, du abscheilige! Aba morg'n schmeiß i di raus, daß d' draußd lieg'n bleibst, du schlecht's Mensch, du!“

„Mei Ruah laß mi! Derf mi net amal in da Nacht sei Ruah hamm?“

„De kriagst na morg'n! Und der sell soll si schama! Pfui Deifil! Pfui Deifil!“

Von ihrem Schreien wachte der Schormayer doch auf. Er rumpelte auf.

„Was is denn? Wo bin i denn?“

„Bist!“ machte Benzl und flüsterte ihm ins Ohr: „D' Urschula is draußd und hot wos g'spannt (gemerkt).“

Aber Ursula war schon in ihre Kammer gegangen, und auf dem Bettrande sitzend fing sie zu heulen an.

„Da hört si do allsammete auf! A so a Schand!“

Derweilen rieb sich ihr Vater den Schlaf aus den Augen und wollte aufstehen. Benzl hielt ihn zurück.

„Bleib no a wengl do, bis sie schlaf; net daß s' di no'mal hört!“

„I will in mei Bett,“ brummte er.

„Na ziahg aba d' Stiefeln aus, wann's d' scho abi gehst!“

Das vertrauliche Getu war ihm so zuwider, daß er darüber nachstern wurde; und ein heftiger Born stieg in ihm auf, über sich und über das Weibsbild, und am meisten über die Ursula.

„Dös Luada hat ihra Nas'n überall'n drin, und 's Mäu (Maul) kunnt s' net halt'n, de!“ fluchte er vor sich hin.

„Ja, de übersiecht nix,“ sagte Benzl.

Ihre Zustimmung erinnerte ihn, daß er mit der Person da, mit seiner eigenen Magd, Heimlichkeiten hatte, und er wurde erst recht unwirsch.

„Daß mi raus!“ befahl er grob.

„Aba d' Stiefeln ziahg aus!“ bat sie.

„Dös geht di nix o! I schlaf (schleich) in mein Haus net umanand wie 'r a Diab.“

Er war schon bei der Türe und öffnete sie.

„Thua mir a paar Bündhölzeln her!“

Sie gab ihm eine Schachtel und sagte schmeichelnd: „Sagst d' mir na foa pfüad Good?“

„Guat Nacht jetzt, und laß mi geh!“

Er strich ein Bündholz an und ging laut durch den Gang und fest über die Stiege, daß jede Stufe knarrte.

Eine helle Rut war in ihm.

Das sollte die Ursula erst noch sehen, ob er sündhaft und demütig megischliche!

Er schlug seine Türe zu und zog sich aus und schmiß sich

ins Bett. Wenn es eine Dummheit war, dann war es seine Dummheit, und fertig!

Die Ursula hörte ihn gut, und sie mochte es seinen Schritten anmerken, daß er nicht reumütig und sanft gestimmt war.

Sie unterdrückte ihren Wunsch, ihm etwas nachzurufen, und hörte vor Staunen auf zu weinen.

„Da schau her!“ brummte sie. „Der schämt si gar ut amall!“

### 7. Kapitel.

Und wenn der Schormayer noch nie gemerkt hatte, wie did eines Menschen Kopf sein kann, dann mußte er es an diesem Morgen, der seinem abenteuerreichen Tage folgte.

Er legte sich das Erlebnis mit der Creszentia Gneidl zurecht und fragte sich, was nun geschehen müsse.

Und eigentlich erschien ihm die Lösung einfach und selbstverständlich. Das Mensch mußte weg vom Hofe.

Kein zärtlicher Nachgeschmack zwang ihn, das Mädchen in Gedanken höflicher zu benennen oder um sein ferneres Wohlergehen besorgt zu sein; und sein tüchtiger Verstand verhielt sich durchaus ablehnend gegen die Vorstellung, daß ihn an der Verschlung gegen die Reinlichkeit des Hauses auch ein Teil von Schuld treffe. Wieso auch? Wenn die Benzl nicht gewollt hätte, wäre ihr nichts geschehen. Und man konnte die Sache anschauen, wie man wollte: jedenfalls ging es nicht, daß er eine Manflerei (Teufelmechel) mit einem Diensthofen hatte, von der seine Kinder wußten, und die auch bald genug in der Gemeinde bekannt würde. Denn seine Tochter könnte schon das Maul nicht halten und müßte ihren Verdruß bei der ersten Gelegenheit einer Nachbarin anvertrauen. So viel weiß zuletzt jeder von den Weibsbildern. Und war die Geschichte einmal aus dem Hause, dann kroch sie durch alle Schlüssellocher. Wenn dahingegen die Benzl in Frieden abzog, dann konnte er seiner Ursula kräftig vorstellen, daß über geschehene Dummheiten nicht gut reden sei.

„So wer i 's macha,“ sagte der Schormayer und war zufrieden mit sich und dem gehabten Vergnügen. Denn ein teuflermäßig sauberer Brocken war das Weibsbild, ein ordentliches Trumm und recht nach seinem Gusto.

Er schmunzelte und wollte gerade die Füße aus dem warmen Bett strecken, um aufzustehen, als er durch die Wand den Lärm von kreischenden Stimmen und klapperndem Geschirr hörte.

„Ohal San P' scho überanand, de zwoa? De Dall'n hätt ja net wart'n finna!“ Er meinte seine Tochter und zog die Füße zurück.

Denn mitten ins Gewitter hinein wollte er nicht geraten, und seine kluge Meinung war am Ende besser an die Frauenzimmer zu bringen, wenn sie sich ausgeplarrt hätten. Und dazu hatte es gute Aussicht; die Töne gingen schneidig in die Höhe und klangen messerscharf in der Fistel. Dann scheppte aber ein irdener Topf, der in tausend Scherben zertrümmert sein mußte, und ein gellender Schrei folgte nach.

„Dös werd ja quatl!“ sagte der Schormayer, und da lärnte die Ursula schon in die Stube und klopfte mit ungehobelter Faust an seine Türe.

„Wal's d' net auf da Stell aufakimmst, Bata, geh'n i auf und dabo!“

„Was machst d' denn für an Krach, du Herrgottsaggerament?“

„S' bleib nimma in dem Schandhaus herin, und foa Minut'n bleib' i mehr . . .“

„Du gehst in dei Ruch'l und wartst, bis i kimm . . .“

„Aba glei!“

„Dei Mäu halt, sag il Und dös Schandhaus zoag i dir na scho, du Moll'n du!“

(Fortsetzung folgt.)

## Karl.

Eine Szene aus dem Kinderleben.  
Von Hermann Conradi.

Sonntag-Nachmittag. Auf dem Hofe des großen Geschäftshauses, wo es werfeltags so bunt und geräuschvoll hergeht, liegt heute ein tiefer Frieden. Die Türen und Fenster der Niederlage sind geschlossen. Das grüngelbe, von der Spätsommer Sonne mit goldenen Glimmerlichtern übersprenkelte Weinspalier darf heute in stiller, köstlicher Ruhe seine Trauben weiterreifen lassen. Verträumt steht der starkmüchtige Rollwagen da. Er braucht heute nicht unter der Last der Zementfässer, der Petroleumballons, der riesigen

Pflaumenkisten zu ächzen und zu stöhnen. Er trägt heute nur die leichte, geschmeidige Bürde des Hofstatters — und die fühlt er kaum, er, der an ganz andere Strapazen gewöhnt ist. Die symmetrisch zusammengeschichteten Fässerlagen, die sich wie Wälle, wie Barricaden, durch den Hofraum ziehen, feiern heute auch. Keine braune, schwielenharte Arbeiterhand greift rücksichtslos in ihre Mitte, um die Harmonie der Kolonnen zu stören, um mit einem jähen Ruck oder einem mühsamen, kraftheischenden Herauslösen den Kameraden vor Kameraden zu reißen, den einen nach Osten, den andern nach Westen zu speidieren . . . Sie liegen heute da still, unbefastet, wie die steinernen Niesen, die Pyramiden, im Wüstenschweigen . . .

Unter dem Torwege sitzt der Hausmann. Er ist eingenickt. Auf seinen Knien liegen ein paar zerknitterte, eingefalgte, durcheinandergeschobene Blätter einer Schundroman-Vieferung. Die Lektüre muß ausnahmsweise einmal nicht besonders aufregend und spannend gewesen sein. Der Mann schläft nur leicht. Wenn ein matter Windhauch an die Seiten faßt und sie leise aufschwellen läßt, dann fährt wohl eine zuckende Bewegung durch den Leib des Schlafers, er reckt sich aus seiner geträumten Stellung in die Höhe und tastet, halb wachend, halb noch schlafbesangen, mit seiner breiten, bronzierten, von Arbeitsnarben durchfurchten Hand nach den Blättern, um sie am Hinabgleiten zu hindern . . .

Der Mann schläft nur leicht. Darum ist er auch sogleich munter, als jetzt die Hausklingel mit einem unaussetzlich schrillen Tone anschlägt . . . Er sieht erwartungsvoll nach der Tür . . . Da fliegt ein helles Freudenlächeln über sein ediges, unschönes Gesicht. In den Torwegraum ist ein kleiner Bursche getreten — sein Kind . . .

Während der Mann mit der einen Hand die Blätter von seinen Knien nimmt, Aug' wollte er aufstehen und sich mit der andern dem Schlaf aus den Augen reißen, kommt der Knabe näher.

Jetzt passiert er den breiten Sonnenstreifen, der durch die oberen Torwegfenster hereinschlägt. Da glänzt sein Haar auf wie eitel Gold. Ueber seinem krausen, lodigen Scheitel liegt eine Sekunde lang eine Fülle flüssigen, blendenden Lichtes. Aber schon ist er aus dem Bezirke der goldenen Glanzstäubchen getreten und steht jetzt vor seinem Vater. Der sieht ihn mit zärtlichen Blicken an.

„Na, mein Junge, die Mutter hat dich ja heute fein gemacht! Ordentlich gekämmt und gewaschen — und die neuen Hosen — 'n Prinz brauchte sich nicht zu schämen! . . .“

Die Augen des Knaben leuchteten. Aber er sagt kein Wort. „Du siehst auch heute nicht so blaß aus wie gestern . . . Zeig mal das Patzschändchen! Siehst du, Karl, das ist auch schon wieder fester! . . . Du wirst noch mal 'n ganz strammer Bursche! Na! Aber nun mach' nicht mehr so'n kauriges Gesicht — ist ja heute Sonntag, mein Junge!“

Der sagt bloß „ja!“ und sieht den Vater mit großen, aufgerissenen Augen an. In seinen Blicken muß ein Etwas liegen, das der Vater nicht versteht, das ihn befremdet, beängstigt . . .

„Was willst du denn, Karl? Du siehst mich ja so groß an! . . . Na sag' doch! . . .“ Der Knabe schweigt noch immer, auf seine Wienen legt sich's wie ein Zug von Trauer, von Ermüdung, von Entfagung . . . Mit dem rechten Händchen greift er wie träumend nach dem kleinen schwarzen Knopf, der in dem aufgebäuschten, zu leichter Wölbung herausgeschobenen Hemisett des Vaters steckt . . .

Der schlägt scherzend auf die Finger Karls . . . „Willst du wohl sitzen lassen, kleiner Langfinger! . . .“

Der Knabe zieht die Hand schnell zurück und verbirgt sie in die Hosentasche. Dann kehrt er sich in halber Wendung um und starrt in den Hofraum hinaus . . .

„Vater!“ beginnt er dann plötzlich, „bist du heute ganz allein hier?“

„Ja, mein Kind! Ich bin heute Herr hier — das gehört alles mir,“ erwidert der Angeredete scherzend.

„Ahl dann darf ich wohl ein bißchen auf dem Hofe spielen, ja?“

„Immerzu, Karl! Aber womit willst du denn spielen? Und allein?“

„Ich spiele doch immer allein, Vater!“

Der schweigt. Er erinnert sich mit einem Gefühl der Trauer und des Bedauerns, daß sein Karl allerdings meist allein spielt. Der Junge ist nicht zu bewegen, am Spiel anderer Knaben auf der Gasse teilzunehmen. Er hockt in einer Ecke des kleinen dunstigen Wohnzimmer und baut sich aus seinem dürftigen Spielzeug dies und das zusammen. So sitzt er oft stundenlang, Winter und Sommer. Dann wischt sich für eine Spanne Zeit jener Zug um den Mund, der eine frühe Ermüdung und Erschöpfung verrät, hinweg, dann werden die Wangen, die gewöhnlich leichenblau, ein wenig frischer und röter . . . Hat ihn wirklich mal seine Mutter zu bewegen vermocht, die halbhehle Spieleder zu verlassen und mit der lebendigen, kinderbevölkerten Gasse zu vertauschen, dann wagt er sich nicht in den Schwarm der kleinen, bunt durcheinanderschwirrenden Gesellschaft hinein — er steht abseits und sieht apathisch, gleichgültig dem Lärmen und Toben zu, wie einer, dessen Welt in anderen Regionen liegt, der sich im rauschenden Gedränge fremd, einsam fühlt . . .

Der Junge ist krank. Entschieden krank. Sie sagen es alle. Die Nachbarn bekräftigen es alle Tage. Die Kinder fühlen es instinktiv, wenn er in ihren Gesichtskreis tritt, und halb aus Mitleid, halb aus Schadenfreude erzählen sie unter sich und zu Hause vor den Eltern von Bogts krankem Karl, der immer so schläfrig aussehe und nie Lust habe, an ihren Reigen spielen und Schlachten teilzunehmen.

Die Eltern wissen es nicht minder, daß ihr Karl krank ist. Der Junge geht jetzt ins sechste Jahr. Von seinem ersten Jahre an hatte er diese eingefallenen, blauamränderten Augen, diese grauweiße Gesichtsfarbe, diesen grämlichen Zug um den Mund . . . Auf den Weinen war er immer schwach. Und wie dünn sind seine Armechen, wie mager ist sein kleiner Leib, wie deutlich sieht man beinahe jede Rippe! . . .

Er hat den Eltern schon viel Kummer und Kopfzerbrechen gemacht, der arme Wengel! Sie sind blutarmer Leute. Ihr Verdienst ist sehr kärglich. Der Vater verdient monatlich nicht ganz vierzig Mark als Arbeiter im Produktengeschäft von Steinbech und Kompanie. Das ist wenig genug. Die Miete für ihre kleine Wohnung — eine Stube, eine enge Kammer und Küche, in der sich kaum einer herumdrehen kann, und dazu ist die Kochmaschine ein altes, zerbrechliches Ding, das seinen Rauch und Qualm nie für sich behalten kann! — muß die Mutter durch Waschen und Plätten verdienen. Aber sie ist selbst eine schwache Frau, die nicht viel Strapazen auszuhalten vermag. So kann sie in der Woche höchstens drei Tage waschen. Dann hat sie genug. Man kann nicht über seine Kräfte hinaus leisten.

So herrscht denn in der Familie ein steier Ton der Trauer und Niedergeschlagenheit. Eine rechte, helle Lustigkeit und Lebensfreude will nicht aufkommen. Worüber sollten sich die Armen auch freuen? Die Mutter immer kränklich. Der Vater eine etwas jähzornige und heißblütige Natur, die das Gehorchen nicht recht gelernt hat. Er wäre schon zehnmal aus dem Geschäfte entlassen, wenn die Frau dem alten Steinbech nicht immer wieder gute Worte gegeben hätte: er solle ihren Mann doch um alles in der Welt behalten — sie müßten ja verhungern — wo sollte er gleich wieder Stellung finden, wenn ihn der Herr Kommerzienrat fortgeschickt?

Und der Herr Kommerzienrat ließ sich erweichen und behielt den Widerspenstigen — aus Mitleid . . .

Das murmelt Bogt von neuem . . . Er war im ganzen ein guter Arbeiter, der sein Teil leistete . . . Und das wollte er anerkannt wissen. Er war sogar der beste Arbeiter auf dem Hofe. Und weil er sich dessen ganz genau bewußt war, glaubte er sich allerhand herausnehmen zu dürfen. Noch dazu imponierte ihm der Niederlagsdiener, sein nächster Vorgesetzter, ein kleines, dünnes Männchen mit einer impertinent schnarrenden Stimme und großen, grauen Slogaugen, sehr wenig. So lagen denn allerlei Streitigkeiten und Zerwürfnisse sehr nahe . . . Und nun bei seiner Leistungsfähigkeit nur weiter arbeiten zu dürfen, weil seine Frau sich ins Mittel gelegt! . . . Seinem Weibe das verdanken zu müssen: der Gedanke konnte ihn wütend machen! . . .

Und schließlich die ewige Sorge um den Jungen! Er hatte den kleinen, stillen, anspruchslosen Knaben so lieb — aber die Hände waren ihm gebunden — er konnte nichts für ihn tun . . . Karl hätte mal 'ne tüchtige Kur gebrauchen müssen — 'n paar Monate aufs Land — recht viel Milch trinken und kräftig essen: ja! das war die richtige Arznei! Was halfen die Pillen und Tropfen vom Arzmedoktor! Der kam alle vierzehn Tage einmal, sah sich den Knaben an, schwabte 'n paar nichts sagende Worte: es würde schon besser werden! Der Junge sollte die Medizin fortnehmen — er konnte weiter nichts machen! — und ging, ohne auf die Fragen, die in den angstvoll blickenden Augen der Mutter zu lesen waren, weiter zu achten . . . Es war ja richtig: der Mann hatte mehr Patienten — da konnte man eine größere Teilnahme für den einzelnen nicht erwarten! . . . Und er war noch dazu der Arzmedoktor, dem sie keinen Pfennig zu bezahlen brauchten! Sie mußten froh sein, daß sie wenigstens ihn hatten . . .

Das alles ging dem Mann, während sein kleiner Bube vor ihm stand, im Kopfe herum, mehr angedeutet allerdings und verworren als in klaren Gedanken . . . Die Erinnerung an sein häßliches Elend, die ihm der kurze Schlummer in der feierlichen Sonntagstillen sanft hinweggewischt, ward wieder ganz lebendig . . . Zorn und Trauer, die im Herzen eines an Händen und Füßen Gebundenen, eines Ohnmächtigen, so nahe beieinander wohnen, quollen mächtig in ihm empor.

(Fortsetzung folgt.)

## Hermann Conradi.

Im Auftakt der um die Mitte der Achtziger Jahre einsetzenden modernen Literaturbewegung nimmt Hermann Conradi eine besondere Stellung ein. Er ist als Chorführer jener jungen Talente, die unter dem Schlagwort: Jüngst- oder Gründdeutschland mit gewaltigem Kriegesgeschrei gegen die Literatur von „gestern“ Sturm liefen, anzuknurren — und war es auch. Aber trotz allem Aufsehen, das er von sich machte und das seine Mitläufer noch vergrößerten, ward seiner doch rasch vergessen; weniger allerdings, weil er noch nicht 28 Jahre alt ins Grab sank, sondern weil die Entwicklung der allgemeinen und künstlerischen Zustände eine andere Wendung genommen hat. Ja, es schien sogar, als habe bei der professoralen Literaturgeschichtsschreibung ernsthaft nie das Bedürfnis bestanden, mehr als den Namen Conradi, des Rufers im Streite, für die Nachwelt zu retten. Wollte 12 Jahre mußten erst noch verstreichen, bevor es Dr. Paul Schyman glückte, zugleich mit den Resultaten seines seit 1898 betrie-

benen Sammeleifers und Gelehrtenfleißes, für Conradi's Werke einen Verlag zu finden. Dies ist nun dank dem Bemühen Gustav Werner Peters' geschehen; und so konnte endlich von der auf fünf stark Bände berechneten Gesamtausgabe vorläufig die drei ersten erscheinen. (Verlag von Georg Müller, München.) Unter diesen Umständen wirkt das Wortwort, in dem Schyman so schlicht als objektiv über die schließliche Verwirklichung seines Planes berichtet, wie eine Anklage; selbst dann, wenn wir das Schaffen Conradi hinter seine widerspruchsvolle menschliche Erscheinung stellen. Ihr kommt in der Tat symptomatische Bedeutung zu. Darüber hat bei allen, denen er einst persönlich nahe gestanden oder ständig begegnet ist, immer eine Meinung geherrscht, und in der Schilderung dieses problematischen Dichterlebens durch Paul Schyman treten alle Momente, die inzwischen selbst aus dem Gedächtnis direkter Freunde oder Mißtreiter verdrängt sein mochten, wieder mit dokumentarischer Deutlichkeit zutage.

Gleich den meisten Jüngstdeutschen war Conradi kleinbürgerlicher Herkunft. Er wurde am 12. Juli 1862 zu J e h n i t z (Anhalt) als Sohn eines Zigarrenfabrikanten und Kolonialwarenhandlers geboren. Die eigentlichen Kinderjahre blieben ihm frei von Ungemach oder kleinlichen Existenzsorgen im elterlichen Hause. Dann kam es freilich anders, ohne daß er am Besuch höherer Schulen gehindert blieb. Dennoch aber war sein Dasein auf tragische Erschütterungen aufgebaut, um hernach so zu enden. Der Keim eines frühen Todes war in seine Brust gelegt. Von Anbeginn hatte er mit heftigem Asthma zu kämpfen, dermaßen, daß oft auf Wochen, ja Monate hinaus jeder Schulbesuch unterbleiben mußte. Dieser ständige Kränklichkeitszustand schädigte seine körperliche Entwicklung. Klein, unsagbar zart und schwächlich, wie er schon als Kind gewesen, blieb er auch bis in seine Jungmannsjahre hinein. Man empfand bei ihm immer den Eindruck: ein hochfliegender Geist, eine gewaltige Seelenlust wohne in einem Leibe, der täglich, ja stündlich zusammenbrechen konnte. Später hinzukommende Notstände beschleunigten diese Katastrophe. Hierbei ist zu beachten, daß sich Conradi's geistige Produktivität, vom ersten uns bekannt gewordenen Gedicht oder feuilletonistischen Versuch an gerechnet, auf seine letzte Lebensdekade zusammendrängt, und daß davon die Hälfte auf die Gymnasialzeit entfällt, während welcher er immerhin noch einen, obwohl nur kümmerlichen Stützpunkt im Elternhause besaß. Erst, nachdem Conradi die Universität bezogen hatte, erst, nachdem er, um überhaupt studieren zu können, gezwungen ist, von den spärlichen Zufallsverträgen schriftstellerischer, streng genommen literarkritischer Betätigung nicht bloß für sich den Unterhalt zu erarbeiten, sondern auch noch väterlicherseits eingegangene Notschulden zu tilgen, vollends, seitdem er für sein dichterisches Schaffen und für die Behauptung seiner Künstlerpersönlichkeit mit tausend Widrigkeiten kämpfen muß — erst von jetzt an, sage ich, hatte er das Elend bis zum letzten bittersten Bodensturz anzukosten. Doch, wie ihm bessere Tage zu winken schienen — oder waren es am Ende auch nur trügerische Hoffnungen, denen stehenden Fußes noch herbere Enttäuschungen gefolgt wären? da brach Conradi zusammen. . . .

Der physische Leidenszustand mußte naturgemäß sein Gemüt, sein Denken und Handeln ungünstig beeinflussen. Er war ungemein sensibel und reizbar von Kindheit an. Innige Liebe zur Natur, schwärmerisches Umherstreifen durch Wälder und Felder in Gemeinschaft mit weniger, ihm engbefreundeter Schulkameraden paarte sich mit dem Hang zur Einsamkeit. Weil er sich ständig von Kränklichkeit bedroht fühlte, muß er förmlich ein Schneeden, ein Maulwurfsdasein führen — in sich hineintrieden. Dabei belauscht, beschnüffelt er seine Gedanken- und Gefühlswelt, befaßt sein Gedächtnis mit literarischen, sprachlichen und philosophischen Kenntnissen. Um so tiefer bohrt er sich in sein Selbst hinein, analysiert er die in ihm schlummernden intellektuellen Kräfte, lodt er sie hervor, steigert er ihre Tragfähigkeit; entfacht er Aschenfünken zarter Gefühle zu Flammen gärender Leidenschaft, an denen seine Phantasie sich berauschen, sein schöpferischer Trieb sich nähren, kräftigen, klären soll. Daß er ein Dichter werden müsse, steht bei ihm unerschütterlich fest. Er träumt von großen Taten, erwägt gigantische Wertpläne und wächst sich ganz in die Rolle des Genies hinein, das berufen sei, alles Bestehende von Grund aus umzukrempeln und sich als Beherrscher aufzutun. Sein „Ja“, seine Persönlichkeit steht überall vordredan. Er drängt sie allen auf, die mit ihm umgehen; und er erhebt sich zum Objekt für quälende Untersuchungen — zum „Problem“ schlechweg, wie das Leben selber, das anderen lediglich ein „Faktum“ bedeute. Das ist es, was Conradi allen Mit-schaffenden vorwegnimmt. Aber er hat auch — früher als sie! — die geistigen und sozialen Zeitströmungen, dies „geharnischte Zusammenpiel der Kontraste“, auf sich wirken lassen. So ist er fast von heute auf morgen lebend, zum mindesten ein durch nichts mehr zu täuschender Vorahner künftiger Umwälzungen geworden. Natürlich hat er sich auch mit der „sozialen Frage“ beschäftigt. Obgleich es nur weder die wirtschaftlichen Beweggründe des proletarischen Klassenkampfes, noch den Sozialismus als Weltanschauung zu erfassen vermag — den klaffenden Abgrund zwischen der Arbeiterklasse und dem Bürgertum erkennt er doch intuitiv, um ihn durch eine neue Dichtung überbrücken zu helfen. Freilich springt er dann wieder ab, ergeht sich in Prag Stüchners und Nietzsche's philosophischen Anschauungen, die ihn nur in seiner eitlen Sichselbstbespiegelung bestärken.

Und so zeigt er sich als Charakter: hat jedes Klassengefühl,

## Die Hitze und unsere Säuglinge.

Die heißen Monate sind es, in die das Maximum der Säuglingssterblichkeit und der Erkrankungen fällt. Und stets sind es Magen- und Darmleiden, die Brechdurchfälle, die Säuglingscholera und Krämpfe, die das Leben der Neugeborenen gefährden. Da der Einfluß der heißen Tage offenbar war, glaubte man, daß die Hitze einen indirekt schädigenden Einfluß auf den Säugling ausübe, indem sie zur Verderbnis der Milch, zur üppigen Vermehrung krankmachender Keime Anlaß gäbe. Natürlich sind diese Annahmen richtig: Niemals schneller verdirbt die Milch als an warmen Tagen. Aber wollte man sie noch so sorgfältig durch Sterilisierung und Kühlung konservieren, immer würde sie als Schädlichkeit auf den Darm des Säuglings wirken. Denn die Hitze zersetzt nicht allein die Milch, sondern auch der Organismus des Säuglings wird durch sie mit verheerender Kraft getroffen. Das Sommersterben ist also veranlaßt durch zwei Faktoren, die ineinandergreifen, um mit mehr als doppelter Wucht wirksam zu werden: durch falsche Ernährung und durch Ueberhitzung. Die Erkenntnis des Spieltes dieser zwei Kräfte ist nicht bloß theoretischer Natur, sondern so lange von höchster Bedeutung, solange es nicht gelungen ist, allen Säuglingen die natürliche Nahrung zuzuführen zu lassen, solange noch alljährlich Tausende und Abertausende Kinder, sei es aus Unwissenheit oder sei es aus sozialer Notwendigkeit, mit der Flasche aufgezogen werden. Denn dann mag man, wenn man sich über die Bedeutung der Hitze für den Säuglingsorganismus klar ist, wenigstens den Versuch machen, diese eine Gefahrenquelle zu verstopfen.

Genaue statistische Beobachtungen haben nämlich ergeben, daß die große Säuglingssterblichkeit sich nicht gleichmäßig auf alle Sommermonate gleichmäßig verteilt, sondern daß sie nach heißen Tagen lawinenartig anschwillt. Es lag daher nahe, diese Todesfälle mit den Hitzschlägen der Erwachsenen in Vergleich zu bringen. Und in der Tat, wenn man nach den Bedingungen forscht, unter denen die Todesfälle der Säuglinge vorstatten gingen, fand man dieselben, die zu den tödlichen Hitzschlägen der Erwachsenen führen. Der Hitzschlag wird veranlaßt durch Wärmestauung. Normalerweise entsteht in jedem Organismus Wärme durch Verbrennung von Nahrungsmitteln und durch die Tätigkeit der Muskeln. Ein Teil dieser Wärme bleibt im Körper und hält die Eigenwärme der Warmblüter und des Menschen auf einer konstanten Höhe, der überschüssige Teil wird vermittels außerordentlich präzise funktionierender Regulationsvorrichtungen, die ihren Sitz im Gehirn haben, an die Außenwelt abgegeben. Dies geschieht durch die Ausatemungsluft, durch Wärmestrahlung von der Körperoberfläche und schließlich durch die Schweißverdunstung. Beide letzteren können aber nur dann in Funktion treten, wenn das augenblicklich wirksame Milieu keine Hindernisse bietet. Wärme kann nur dann abgestrahlt werden, wenn die Hüllen des Körpers, die Kleidung, die Strahlen hindurchlassen. Schweiß ebenso kann nur als Wasserdampf auf der Haut verdunsten, wenn die Kleider durchlässig und trocken und die Luft noch wasserdampfaufnahmefähig ist. Sind diese Ventile aber verstopft, so vermag die Hitze nicht abzukühen und der Körper überhitzt sich. Mit dem Wärmeregulationszentrum zugleich werden auch andere lebenswichtige Zentren gelähmt, und es tritt dann unter den Zeichen des Hitzschlages der Tod ein.

All die Vorbedingungen für das Zustandekommen eines Hitzschlages sind nun in dem den Säugling umgebenden „Klima“ erfüllt. Statt ihn nur mit einem dünnen Lude zu bedecken und ihm in heißen Tagen jede Möglichkeit zur freien Bewegung und damit zur Erzeugung von Luftzirkulation zu geben, wird er, wie es seit alters her Gewohnheit ist, fest gewickelt und mit einem Federbett zugedeckt, so daß jede Bewegung unmöglich gemacht wird. Eine Wärmeabgabe durch Strahlung gelingt nicht mehr. Zudem benützt der Säugling seine umhüllenden Bindeln und macht deren Gewebe zur Passage und Aufsaugung des Wasserdampfes untauglich. Der springende Punkt aber ist das Wohnungsklima. Deswegen sterben so viele Säuglinge der weniger bemittelten Schichten, weil die Wohnungen dieser in keiner Weise den mindesten hygienischen Anforderungen entsprechen. Die Proletarierwohnung ist stark bevölkert. Im Sommer ist in ihr die Temperatur höher als im Freien, die Luft stagniert völlig.

All diese Schädlichkeiten des Klimas treffen nun auf einen Organismus, der durch eine falsche Ernährung in seiner natürlichen Widerstandskraft geschwächt ist. Dies ist zuiel für das zarte Leben des Säuglings. Und jedes plötzliche Ansteigen der Luftwärme stört die unzureichende Wärmeregulation derartig, daß der Tod im Hitzschlag die Folge ist, nur daß er beim Säugling unter dem Bilde einer Folge von Darmkatarrh und Krämpfen eintritt. Der beste Schutz gegen diesen Würgengel ist also die Ernährung durch die Mutter. Unterstützt und vervollkommen aber werden diese Maßnahmen durch Schaffung eines hygienischen Milieus, als da ist: hinreichende Gelegenheit zur Wärmeregulation durch Schweißverdunstung. Besonders Gewicht ist auf diesen letzten Punkt überall da zu legen, wo die natürliche Ernährung nicht möglich ist.

Dr. S. L.

hallos zwischen Sinnentzwei und Ekel hin- und herpendelnd; heute verdammt, was ihm gestern noch teuer geschienen; herrisch-brutal, egoistisch-dünkelhaft, zynisch-wild, voll Menschenverachtung; und doch wieder ungewöhnlich zarten edlen Regungen unterworfen — ein Bersalzgitter, eine durch und durch bedakente Natur.

So gibt er sich auch als Schriftsteller. Der Raisonneur steckt ihm im Blute. Seine zahlreichen literarischen Abhandlungen, Kritiken, Streifenartikel beweisen es Say für Say. Objektivität ist ihm fremd. Er schlägt Breichen, reißt Mauern ein, wo seine Feder hinprägt. Das geschieht aber doch alles nur um seiner selbst willen. Immer bestrahlt er sein Ich. Streiter für eine neue Dichtung ist er nur insoweit, als er sie in sich verkörpert erachtet. Vom psychologischen Standpunkt gesehen ist das wohl lehrreich, dennoch so arrogant-einseitig, als den Leser ermüdend. Was allenfalls noch für die Literaturphilologen Kompost bedeutet, um daraus ein paar Körner zu klaben, kommt für das allgemeine Interesse nicht in Frage.

bleibt Conradis dichterische Produktion zu betrachten. Obenan stehen da seine „Lieder eines Sünders“; in ihnen offenbart sich der Künstler Conrad am reinsten und tiefsten. Seine formale Meisterschaft ist unbestritten. Wurf und Pracht seiner Verssprache überholen selbst Hermann Lingg und Robert Hamerling, von denen er unerkennbare Anregungen empfangen, bei weitem. Doch das ist nicht das Spezifisch „Moderne“ an der Conradischen Lyrik. Neu ist der Subjektivismus, der hier in vorher unbekannter, nachher kaum jemals erreichter rücksichtsloser Kühnheit seine Triumphe feiert. Ein Analytiker reißt die letzten Hüllen von seiner Seele weg, um sie in völliger Nacktheit zu zeigen. Nun sehen wir sie voll brünstiger Leidenschaft die Stragendbirne umschlingen, im Schlam der Lüste versinken, unrein, sündig, rüdig geworden wieder emporstauen, um sich, gestachelt von Ekel und Neue im Erfassen höchster idealer Menschheitsziele gesund zu baden. Viel eingebildetes Märtyrertum müssen wir über uns ergehen lassen und unendlich mehr Schwulst und kokette Phrase; allein der Dichter steigt durch die glutende Kraft seiner Ausdrucksmittel selbst dann, wenn wir uns angewidert von ihm abwenden. Gleichwohl stehen und fallen die meisten Gedichte mit Conradis Persönlichkeit; nur einige tragen jenes Gepräge, das unvergängliche Schönheit und Jugend verheißt.

Was in der Lyrik am Plage ist, verliert jedwede Berechtigung in Dichtungen erzählender Gattung. Die novellistischen Skizzen, die Conrad als Erstlinge unter dem Titel „Brutalitäten“ veröffentlichte und die nun wieder in seine Gesamtelte Werke aufgenommen wurden, hat er selbst als Versuche bezeichnet. Um naturalistisch zu erscheinen, bestrebt er sich krampfhaft, hinter die Objekte zu treten und Menschen zu charakterisieren. Nur einmal gelang ihm das in der ergreifenden Kindererzählung „Karl“. Sonst aber verfällt er aus einer Ungeheuerlichkeit in die andere und bringt einen Haufen erdichteter Nonstrositäten zusammen, nur lediglich zu beweisen, daß er ein Analytiker sei. Mehr als Zeitdokumente, denn als Kunstwerke treten seine beiden „Jahromane“, „Phrasen“ und „Adam Mensch“ hervor. In der Hauptperson des ersteren hat er sich selbst, in den Nebenfiguren seine Jugendfreunde, Studiengenossen und Mitstreiter festzuhalten unternommen. Der Roman gibt ein verzerrtes, obzwar echter dichterischer Bruchstücke nicht entbehrendes Spiegelbild von der geistigen Disziplinlosigkeit und trostlos skeptischen Strupellosigkeit der jungen Intellektuellen aus den achtziger Jahren. In „Adam Mensch“ hingegen feiert Conradis „Individualismus“ erschreckende Orgien. Zwar nimmt der Dichter einen Anlauf zu künstlerischer Gestaltung, indem er in dem Titelhelden einen Ausbund an Aligendem Egoismus und sexueller Raubgier verkörpert. Zugegeben, daß derartige Subjekte herumlaufen. Aber Conrad schildert doch nur wieder sich selbst: den Riechschinken, „Herrenmenschen“ in seiner genialisch sich gebärdenden Studentenmoral, dem jedes Weib als Dirne gut genug ist, sich an ihr die Stiefel abzuwischen. Dieser in Antimierneipei herumhörsende, mit Kellnerinnen pouffierende „Dr. Adam Mensch“, dem „im übrigen alles Dreck“ und daher „wedios“ ist, ist doch eben Hermann Conrad. Der Roman zog ihm eine Anklage wegen Gotteslästerung zu. Den Verhandlungstermin hat er aber nicht mehr erlebt.

Sieben Monate vor seinem am 8. März in Würzburg erfolgten Tode veröffentlichte Conrad noch die gewaltigen Aufsehen erregende Droschüre „Wilhelm II. und die junge Generation“. Hatte er in den „Phrasen“ noch immer zwischen Aristokratie und Sozialismus geschwankt, so stellte er in dieser Schrift endgültig sein Zukunftsideal auf. Es heißt: moderner Individualismus. Für Conrad selbst und, wie die spätere Entwicklung gelehrt hat, für die jüngstdeutsche Literatur überhaupt, ist das Velenntnis zu dieser Anschauung äußerst charakteristisch. Einmal an diesem Wendepunkt angelangt, hätte sich auch Conrad — obwohl bis zum Tode der charakterfesteste Kämpfer von allen — höchstwahrscheinlich, rückwärts konzentriert in das Lager des Bürgertums, dem er entsprossen war. Es fragt sich also sehr, ob er, würde er leben geblieben sein, heute ein anderer wäre, als seine Mitstreiter, die samt und sonders längst die Fahne der radikalistischen Jugend verlassen haben. Zweifelhaft bleibt aber auf alle Fälle, ob Conrad vom Subjektivismus, der sein ganzes Dichten und Trachten unterband, jemals losgekommen wäre, um ein wirklich bedeutendes Kunstwerk zustande zu bringen.

Ernst Kreowski.